

(Nachdruck verboten.)

80]

Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig.

Mine rief ihn zurück. Ihre Finger umfaßten mit mattem Griff seinen Arm, ihr bittender Blick suchte den seinen.

„En Mädél, Artur — aber — sei man gutt — die bringt sich eher durch.“

„Fragt sich nur „wie“,“ sagte er, mit einem Zucken der Lippe.

„Ehrlich un anständig,“ flüsterte sie und berührte das Köpfchen der Neugeborenen mit schwacher Hand. — — —

Drei Tage danach zogen die jungen Reschkes zu den alten Reschkes. Der Wirt hatte nicht länger auf die rückständige Miete warten können und wollen. Es ging ihm hart an, die armen Leute herauszusehen; er fürchtete Bitten und Tränen und mochte sich gar nicht mehr unten sehen lassen; aber was sollte er machen? Er mußte drängen, da waren wieder andere, die ihn bedrängten; und leben wollten alle. Er konnte Kammer und Küche anderweitig vermieten. Für die rückständige Miete behielt er einstweilen die besten Stücke; Schrank und Bett, als Pfand; nur den Küchenrahmen und das bißchen übrige durfte Mine behalten. Sie mußten froh sein, im Keller bei den Alten einen Unterschlupf zu finden.

Es war ein trauriger Einzug in das neue Heim. Artur war nicht dabei; er war seit sieben Uhr morgens gegangen, Schnee schippen; Vater Reschke war gekommen, um Mine abzuholen. Auf einem Körbchen fuhr er die paar Sachen fort, und Fridchen saß noch oben auf; Mine ging nebenher, trug das Neugeborene in einem Arm und stützte sich mit der anderen Hand auf den Karrenrand.

Die Leute blieben stehen und guckten nach, Gassenjungen pfeifen höhnend — war das ein plundriger Umzug!

Als Mine mühsam die glitschige Kellertreppe hinunterstieg, kamen ihr von unten her ein paar Männer entgegen; die schleppten den schönen Ladentisch weg. Der war Frau Reschkes Stolz gewesen! Wie Eichenholz war er angestrichen, inwendig hatte er Gefächer, und am einen Ende trug er die gelbe Messingwage. Mit ihm war alles Herrschaftliche verschwunden. Nun war der Grüntram nur mehr ein ganz gewöhnlicher, ein ganz erbärmlicher Armeleutsgrüntram. —

Und erbärmlich war auch der Haushalt.

Mine trug nicht mehr Zeitungen aus, schon nach acht Tagen hatte sie ihre Wasch- und Puckstellen wieder aufnehmen müssen — von was sollten sie denn sonst leben?! Lieb wäre es ihr gewesen, wenn Artur das Austragen übernommen hätte; mit dem Schneeschippen war es doch nichts auf die Dauer — es fing an zu tauen — auch klagte er schon über Brustschmerzen. Aber er widersetzte sich ihrem Wunsch. Nachdem er am ersten Januar, an dem Mine noch gelegen, als „Zeitungsfrau“ zum Neujahr gratulieren gegangen war, fühlte er seinen Stolz zu empfindlich dadurch verletzt. Damals hatte er's tun müssen, die Not war zu groß gewesen, keine Feuerung mehr da, keine Suppe für die Wöchnerin, kein Brot für ihn und Fridchen; da war jeder Groschen eine Erlösung.

Aber nun verdiente Mine doch wieder. Das sollte ihm jetzt fehlen, die Hintertreppen abzulaufen, wie ein Bettler an die Türen zu pochen! Ja, wie ein Bettler hatten sie ihn damals behandelt! Als er gemurmelt: „Die Zeitungsfrau gratuliert zum neuen Jahr“, hatten sie ihn angesehen, wer weiß wie, ihm wohl fünfzig Pfennig verabsolgt, aber kein Mensch hatte ihm für die Gratulation gedankt. Nein, solch einer Behandlung setzte er sich nicht wieder aus, da mochte Mine reden, so viel sie wollte! Und dann mit Weibern um die Wette laufen, war das wohl seiner würdig?! Er maulte noch, wenn er daran dachte, und Mine mußte mit einem Seufzer ihren Wunsch aufgeben.

Nur einer war ganz glücklich; das war der alte Reschke. Auf einmal kam er sich vor wie ein junger Vater. Damals, als seine eigenen Kinder klein gewesen, hatte er nicht so viel Zeit gehabt, sich um die zu kümmern, da war er froh, wenn

sie ihm nicht in die Quere kamen; jetzt lebte er noch einmal auf in den Enkelkindern. Fridchens Geplapper war ihm eine willkommene Zerstreuung, und das leiseste Quarren der Kleinsten entriß ihn sofort seinem Brüten. Dann wandelte er mit ihr in der Stube auf und ab, mit tänzelndem Schritt, der seinen steifen Weinen wunderbar anstand, und wiegte sie unermüdetlich auf seinen Armen.

Jeden Mittag brachte er das sorgfältig verpackte Kind, mochte der Weg noch so weit sein, zur Mutter — zwischendurch mußte sich der Schreihaß mit dem Fläschchen behelfen, das er ihm warm machte — und wußte dann jedesmal Wunderdinge von dem flugen „Trudeken“ zu erzählen. „Trude“ hatte sie genannt werden müssen, darauf hatte er mit zähen Bitten, unter fortwährendem Schnüffeln bestanden. Und es schien fast, als hätte er seine große Trude in der Kleinen wiedergefunden.

„Großvater,“ sagte Mine oft, fast vortwurfsvoll, „verzieh ihr nich so!“

„I, se is ja man noch so kleen!“

„Schad't nisch. Un ich wil's nich haben, Vater!“

Dann lächelte der Alte ganz verlegen.

Mit der Schwiegermutter kam Mine nicht so gut aus; die beiden Frauen gerieten oft aneinander, und zwar immer wegen Estl.

Die wurde hübsch, jeden Tag hübscher; viel hübscher noch, als Trude gewesen war. Wenn sie mit tänzelndem Schritt vor der Kellertür hüpfte, und die Arme hinterm Rücken gekreuzt, mit glänzenden, spähenden Blicken die Straße nach allen Seiten überflog, sammelte sich rasch ein ganzer Schwarm um sie. Jetzt waren es nicht mehr die großmütig verteilten Bonbons allein, die die Jungen anlockten.

„Mutter, laß ihr doch mit'n längeren Rock gehen,“ sagte Mine.

„I wai! Wat Du weest! Röcke bis an die Knie, det is de Model!“

„Aber se is schon zu groß derzue. Siehste denn nich? Se kucken ihr all uf de Waden! Das 's doch nich anständig!“

„Anständig,“ höhnte die Alte, „nann? Kommt Du mer man bloß mit „anständig“, Du bis ooch irade de Person derzul Von Deine Anständigkeit haben wer ja den Beweis rumloofen!“

„Luste vielleicht uf Fridchen anspielen?“ Mines Stimme zitterte leicht, unwillkürlich rechte sich ihre Gestalt auf. Aber dann sagte sie ruhig: „Bei uns derheeme gehn se: de Beene nachig; un wenn se ausmisten tun, haben se den Rock noch nich einmal bis an de Knien. Ich hab mer nie nich derbei was gedenkt. Aber, daß de ihr so vor de Tür stehn läßt und de Beene zeigen, daß 's ganz was andersch. Bei uns derheeme —“

„Bei Euch zu Hause,“ schrie die Alte, „nu brat mer eener 'nen Storch! Die von's Land, na, det sind irade de Nichtigen!“

Mine wollte auffahren, aber sie bezwang sich und zuckte mitleidig die Achseln. Mochte die Schwiegermutter reden, was sie wollte, es kam wirklich nicht darauf an, was sie schwatzte! Schwaben und Matschen, das war ja noch deren einziger Genuß.

Sie hörte gar nicht mehr hin; erst als der Name „Berta“ fiel, horchte sie auf. „Berta? Was willstste denn mit de Berta?“

Die Alte triumphierte. „Siehste?! Hab ik det nich jesagt? Ja, Deine Freundin, die Berta, die Unschuld von 'n Lande, von die rede ik ja irade!“

„Weißte, wo se jeh is?“ fragte Mine rasch und plötzlich interessiert. „Keen eenzigmal is se nach de Alvensleben gekommen! Ne, daß se mer ooch nich mal adjo gefagt hat, als se von der Haberforn gezogen is, de Bertchen!“ Sie seufzte. „Ich kommt mer ja nich um ihr kümmern, ich hatt' so sehre viel im Koppe. Gaste was von der Bertchen gehört, wo dient se denn jetzt?“

„Dient se — jawoll! Kellnerin is se jeh,“ plätkte die Reschke heraus. „Nach 'n Krach mit die Haberforn, Kellnerin jernorden! Was sagste nu? Dein Bertchen! In's Lokal is se, in einen mit Damenbedienung, untenwärts in der Friedrichstadt, wo die poplig wird. De Bügenstein hat's mich jestern zufällig erzählt. Die hat's von 'n ollen Schnaps-pantscher drüben. Was die Berta ihr Prinzipal is, det 's Bekanntschaft von den da drüben — Sajnapskolleje!“

Mine stand betroffen.

Da Reichte Schwadronierte weiter: „Kellnerin — na, det Weg man ja schonst, det is der Sache ja man bloß 'n Mäntelken umgehängt! Keenen Lohn, einzig un alleine uf de Trintzelder anjewiesen un de Prozente, wenn de Kerle jut saufen — na nel! Aber ik habe det von vornerein jewußt, et stand ihr uf de Stirn jeschrieben. Als ik ihr hier in de Tür treten sah, dacht ik: „Manu, wie kommt denn de Mine zu die?!“ So 'ne verlogne Kröte! Ik höre ihr noch zu de Hauptmannsche sagen: „Ich kann kochen, ich verstehe allens!“ Jawohl! Un wie se bernächst war! Mir war schonst bange, wenn se immer angefeht kam. Na, ik habe det meinigte an se jetan, ik habe ihr oft jehörig vermahnt, aber bei die war ja Popsen und Malz verloren; die war schonst oberfaul. Ku is se mank de Füße. Floobste 't oder jloobste 't nich?! Die jondelt noch mit 'n „Drünen“ nach 'n Alexanderplatz!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Gotthard.

Nirgends vielleicht in Europa finden sich die schroffen Gegenseite verschiedener Rassen, Sprachen, des Klimas und der Vegetation, germanischer und romanischer Kultur so nahe beieinander und sind doch so entschieden getrennt wie in dem gewaltigen Querriß, den im Norden das Neufstal, im Süden das Tal des Tessin durch das Herz der Alpen schneidet. Durch die Höhen des Gotthardgebirges sind diese zwei Täler auseinandergerissen, aber der Höhenzug hat eine so günstige Form, daß er in einem einzigen Tage überschritten werden kann; auch laufen die nördlichen und südlichen Enden der Gotthardstraße direkt ins flache Land hinaus, während sonst keiner in der stattlichen Reihe der Alpenübergänge so unmittelbar von der Ebene hieraus zu erreichen ist. Dennoch reicht die Kenntnis dieses vorzüglichen Passes nicht in die Tage des Altertums zurück; der Gotthard blieb den findigen Römern verborgen! Vor dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts ist er nicht begangen worden, und er ist so einer der jüngsten aller Alpenpässe. Seine Entdeckung ging nicht etwa von einem großen Plane aus, hier einen günstigen internationalen Verbindungsweg zu schaffen, sondern die Bewohner des Urserentales kamen darauf, sich seiner zu bedienen, als sie sich eine Straße nach dem Neufstal eröffnen wollten. Der Weg an der wilden Reuß entlang war nämlich zu steil und gefährlich, als daß er Platz für eine Straße geboten hätte. Es gab eine Stelle in der Schöllenschlucht, an deren Ausgang, am Anstieg zur Gotthardhöhe, das Urserental ruht; da traten die Felswände so eng zueinander, daß sich die Reuß in ungangbare Tiefen hinunterbohren mußte, der Wanderer aber sich zur Umkehr oder zu langen beschwerlichen Umwegen gezwungen sah. Es war unmöglich, aus dem Neufstal zum Gotthard emporzusteigen.

Vorerst blieben die Bewohner des Urseren und des Neufstales die einzigen, denen an der Aufhebung dieser lästigen Unterbrechung gelegen sein konnte, und so ist denn im Anfang des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich durch einen einfachen Gemeinderatsbeschuß der Bauern von Urseren, dem heutigen Andermatt, die hängende Brücke angelegt worden, die um den Engpaß beim heutigen Urnerloch herumführte, jene „stehende Brücke“, zu der die Wasser der Reuß „heraufstäubten“. Die Schöllenschlucht war nun gangbar gemacht, und bis ins 18. Jahrhundert hinein tat die Brücke ihre Dienste. Kaum aber war der armselige bescheidene Saumpfad geschaffen, den die mittellosen Talchaften auf ihre eigenen Kosten erhalten mußten, so wurden auch die Welt- und Handelsmächte, die sich bisher nach altem, schon den Römern bekanntem Herkommen der Bündner und Walliser Alpenstraßen bedient hatten, auf den weit kürzeren natürlichen Weg aufmerksam, der sich für den Verkehr zwischen der Lombardei und dem westlichen Deutschland, für die Rheinlande und für den Handel, der aus England kam, eröffnete. Ein grimmiger Kampf entspann sich um Einfluß und Herrschaft im Gotthardgebiete zwischen den Eidgenossen, den Habsburgern, den deutschen Kaisern und den rührigen Mailänder Dynastengeschlechtern, noch bevor man überhaupt daran gegangen war, den neu gewonnenen Verkehrsweg auszubauen. Schließlich blieben die Eidgenossen in dem Streit um den Besitz der Gotthardtäler Sieger; sie wanderten über den Paß ins Livinental hinüber und ertritten sich das Tessiner Land, den Südfuß des Gotthard. Nun erlangte der Paß allmählich als wichtigster Durchgang vom Norden nach Süden einen Weltruf. Noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts galt der Gotthard als der höchste Berg Europas, und in dieser von der Wissenschaft nur schwer widerlegten Mär spiegelte sich die Erinnerung an all die Gefahren, Mühen und Schreden, die der mittelalterliche Alpenfahrer bei seinem Gang über den Gotthard erfahren hatte. Alle Furcht und alles Grauen vor den wildragenden Bergen gewann ein lebendiges Symbol in dem Gotthard, der alljährlich so große Opfer an Menschenleben und Menschenanstrengungen forderte und dessen Höhe nur mit den gewaltigsten Strapazen zu erreichen war. Menstliche Leute ließen sich bei einer Reise über den Paß die Augen verbinden, um nichts von den entsetzlichen unwirklichen Felsmassen zu sehen. Regengüsse und Lawinen, gefährliche Brücken und hohe Zölle, alles Un-

gemach des Wetters und Weges ließen in dem Gotthardwanderer kein Verständnis für die landschaftliche Schönheit aufkommen, sondern machten ihm die Fahrt zu einer Marter und Qual. Bis ins zweite Viertel des 19. Jahrhunderts konnte der Gotthardpaß nur zu Fuß oder zu Pferde überschritten werden. Zwar gab es Sonderlinge, die weder Geld noch Leute sparten, um den Paß streckenweise in zerlegbaren Kutschen zu überwinden, aber im allgemeinen war er allen Wagen unzugänglich. Zur Winterzeit half man sich auf den glatten Strecken durch einfache, mit Ochsen bespannte Schlitten, mit denen man gut vorwärts gekommen sein soll. Das einzige Mittel aber, um auf den schmalen und holperigen Saumpfad rascher vom Fled zu kommen, blieb das Reiten, und auch da gab es noch Stellen im Ueberfluß, an denen man sein Pferd am Zügel führen mußte! Im Züricher Landesmuseum befindet sich ein großer, verregener und abstrapazierter Damenattel, der besser von alten Reisen über den Gotthard erzählt als ein dickes Buch. Es ist der Sattel der Frau von Stael, auf dem die unruhige Dame des öfteren die Gotthardreise gemacht hat. Auch Goethe hat den Berg dreimal von der Nordseite aus bestiegen, ohne aber je von der Höhe nach dem Süden hinunterzukommen. Der große Eindruck des Berges läßt sich in seinen Dichtungen verfolgen, und mit ihm beginnt überhaupt die ästhetische Würdigung des Gotthard. In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts fuhr man in der großen gelben Postkutsche herüber. Morettini schuf dann das Urner Roth, den ersten Schweizer Tunnel, und schließlich wurde das großartige Werk der Gotthardbahn ausgeführt. Was wird die Zukunft bringen? — In dem neuen Gotthardvertrag, der dieser Tage zwischen Deutschland, Italien und der Schweiz abgeschlossen wurde (Bahn- und Postverkehr, Tariffragen usw.), wird mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Gotthardbahn den elektrischen Betrieb einführt.

Der Kirschbaum.

Vor acht Tagen fiel er mir zum ersten Male auf. Jeden Morgen, seitdem es Frühling werden will, geh ich den Weg vom Dorf zu dem über dem See liegenden Hügel und sehe, was die Bäume machen. Links und rechts vom Wege auf den Aedern und Wiesen steht alles voll von Kirschbäumen, Apfelbäumen und Birnbäumen. Keiner ist wie der andere. Die Kirschbäume gleichen sich noch am meisten. Aber die Birnenbäume, das ist ein ganzes Raumboll von Riesen und Zwergen, Krümmen und Buckligen, Uebermütigen und Melancholikern. Die zwischendrin versteckten kleinen Apfelbäume sind seltsame Käuze. Sie fahren mit ihren edigen und in alle Richtungen gekrümmten Zweigen in der Luft herum, das man meint, sie wüßten nicht, wo hinaus vor Leichtsinns und Uebermut. Die Bescheidensten sind noch die Kirschbäume. Sie haben alle etwas Solides an sich. Aber auch unter ihnen gibt es manche, welche die Kraft ihres Stammes zu früh in dicken Ästen vergeuden, so daß dann nichts Rechtes mehr für die Höhe übrig bleibt, wie das so die Art der Birnbäume ist. Ueberhaupt sieht man den Bäumen im Frühjahr, kurz vor dem Ausschlagen, am besten an, was sie wirklich sind. In den Formen und Linien des lahlen Gezweiges, in dem der Saft schon quillt, kommt ihr ganzes Temperament zum Ausdruck. Viele stehen da in frogender Kraft, während andere ihr verfehltes Leben in ganzen Aussehen verraten. Manchen sieht man an, wie sie sich trotz ärmlischer Verhältnisse gewalttätig durchgesetzt haben, andere stehen auf gutem Boden und in vollem Licht recht ängstlich und bekümmert, wie Geizhälse, die mitten im Reichthum verhungern wollen.

Ueber alle diese Raumböcker aber ragt der junge Kirschbaum empor wie eine junge Königin. Er steht auf einem ganz kleinen Hügel und gefiel mir auf meinem ersten Spaziergang durch die selbstbewußte, frohe Art, wie er von dem glatten runden Stamm seine Zweige mit einer gewissen Feierlichkeit nach allen Seiten in die Luft streckt. Kein bißchen Moos war auf seiner Rinde zu sehen, und seine Zweige verästelten sich zu Tausenden dunkler Fingerchen, durch die man den matten, morgenblauen Spiegel des Sees sah. Etwas wie frohe Erwartung lag über der gesunden Gestalt dieses Baumes und das grügestrichene Wäntchen neben seinem Stamm schien ganz stolz darauf zu sein, gerade hier stehen zu dürfen.

Vor einigen Tagen, als alle anderen Bäume noch kahl wie im Winter standen, war mein Kirschbaum plötzlich über und über mit grünen Spitzchen besetzt, und rund herum um ihn im Gras waren Hunderte von Maßstäben aufgegangen. Es war kein Zweifel, er würde der erste sein, der im Lande blühte. Am gleichen Abend, als draußen auf dem See die Fischer in den dunklen Rähen auf der rotüberhauchten Flut lagen, zeigte der Kirschbaum schon seine ersten weißgrünen Knospen. Das war vorgestern abend, und heute morgen stand er im Brautstaat da.

Ich weiß, man wird über mich lachen, weil ich glaube, daß der Kirschbaum genau wußte, wie schön er heute morgen war. Aber ich will zu meiner Entschuldigung doch anführen, daß ein großer deutscher Maler hier am Untersee vor einer mächtigen Trauerweide drüben auf dem anderen Ufer weinen mußte — so ergriß ihn deren heheitsvolle tragische Gestalt. Und wenn man meint, nur Dichter oder Maler oder derlei überspannte Leute glauben solche Dinge, so weiß ich einen berühmten Chirurgen, der die Rosen in seinem Garten nur mit einem haarcharfen Messer schneidet, weil er sagt,

seinen Patienten täte es auch weniger weh, wenn die Messer gut geschliffen seien.

Kurz, mein Kirschbaum wußte, daß es in diesen Tagen am ganzen See nichts Schöneres gab als er. Er war nicht eitel darauf, er freute sich nur darüber. In runden schwellenden Schneeballen saßen die weißen Blüten mit den hellgrünen Kelchen zu Millionen an den dünnen schwarzen Zweigen. Im duftigen Staat stand mein Kirschbaum da vor dem blauen Himmel, wie ein junges Weib, das in der Unschuld ihrer reinen Freude zum Bräutigam sagt: Siehe, wie schön ich bin!

Und heute abend, als ich ihn wieder sah in seinem Blütenrausch, da tönte ein tiefes Summen und Brausen aus der Brust. Ein Bienenbott war eingezogen, und lächelnd bot der glückliche Baum seinen Nektar den emsigen Gästen. Am Stamm in der Abendsonne stand ein kleiner plumper Wagen mit Holzrädern. Darin schlief in blauarisierten Kissen ein kleines rosiges Menschenkind mit einem dummen Stumpfnäschen und einem süßen kleinen Mund. Das war der Jüngste drüben vom Hof. Neben dem Wägelchen stand der große schwarze Neufundländer, der sonst an der langen Kette liegen muß, und hütete. Und zu seinen Füßen lag sein Freund, der dicke astmatische Dachs vom anderen Hof, und schnaufte schwer. Dem großen Schwarzen schien die Situation nicht geheuer, und als ich mich auf die grüne Bank unter dem blühenden Baum setzte, sah er mich besorgt aus seinen braunen guten Augen an. Nicht wegen des Kindes; denn er kennt mich. Aber wegen der Bienen, deren Brausen ihm nicht gefiel. Auf einmal kreiste eine große Hummel mit schwarz gestreiftem Hinterleib, die auch da oben im Baum beschäftigt gewesen war, um den Kinderwagen. Der Neufundländer richtete den Kopf hoch auf und schnappte, als die Hummel immer frecher wurde, nach ihr. Dabei warf er mit den Vorderbeinen den Kinderwagen um, und im nächsten Augenblick war ein furchtbares Durcheinander von einem weinenden Kind, zwei bellenden Hunden, einem rufenden Mann und einer schreiend herbeieilenden Bauersfrau . . .

Der blühende Kirschbaum aber streckte lächelnd die weiße Pracht seiner Zweige wie segnend über diesen Wirrwarr. A. F.

Die moderne Desinfektion.

Die Bekämpfung der zahlreichen ansteckenden Krankheiten, als deren Erreger man in immer weiterem Umfang niederste tierische und pflanzliche Lebewesen (Protozoen und Bakterien) erkannt hat, findet in erfolgreichster Weise durch eine möglichst weitgehende Desinfektion (Keimabtötung) statt. Der große Wert der modernen Hygiene beruht gerade auf dieser vorbeugenden Methode der Krankheitsbehandlung; darauf, daß man bemüht ist, durch Vernichtung der Keime das Auftreten und Umsichgreifen einer Infektionskrankheit von vornherein zu verhindern. Anstatt die Krankheit selbst mit den besten Hilfsmitteln zu behandeln und vielleicht auch zu heilen, sucht man sie vielmehr im Keime zu ersticken. Dies soll durch die aufs peinlichste und gewissenhafteste ausgeübte Desinfektion geschehen. Nur so konnte man verhindern, daß Volksseuchen wie Cholera oder Pest (die einst Tausende von Opfern gefordert haben und) einmal eingeschleppt, aller ärztlichen Kunst Hohn zu spotten pflegen) die dicht bewohnten Stätten moderner Zivilisation heimzuden und dort die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. Durch die sorgsam ausgearbeiteten Desinfektionsmethoden ist auch die Chirurgie erst zu der Höhe gekommen, auf der sie jetzt steht, erst dadurch ist die antiseptische Wundbehandlung ermöglicht worden, welche die zahllosen an unserer Kleidung, unseren Händen, unseren Instrumenten, überall in der Luft befindlichen Bakterien und Bakterienkeime von dem offenen Wundbett fernzuhalten hat. Deshalb ist auch die Desinfektion vor jeder Operation eine peinlich genaue, und deshalb gehört es heute zu den Seltenheiten, daß ein Patient nach gelungener Operation dennoch am Wundfieber zugrunde geht, das früher die Ursache überaus zahlreicher Todesfälle war.

Man unterscheidet zwei Arten der Desinfektion: die Desinfektion durch physikalische Maßnahmen und die Desinfektion, welche durch chemische Mittel erreicht wird. Erstere ist viel wirksamer und besteht lediglich darin, daß man alle Bakterien, Koffen, Sporen eines Feuertodes sterben läßt, d. h. durch Ausglühen oder starke Erhitzung der betreffenden Gegenstände die daran haftenden Keime vernichtet. Es liegt in der Natur der zu verwendenden Instrumente und Verbandstoffe, daß diese Methode nur eine sehr beschränkte Anwendung hat; denn es geht nicht gut an, Instrumente (Messer, Pinzetten usw.) oder gar Verbandmaterialien in die Flamme zu halten, um sie keimfrei zu machen. Deshalb sterilisiert man alle widerstandsfähigen Materialien (Instrumente aus Stahl, Nickel, Glas usw.) dadurch, daß man sie ein paar Minuten in kochendes Wasser legt, während Verbandwatte, Gazebinden, Operationsmäntel etwas längere Zeit dem sterilisierenden Einfluß strömenden Wasserdampfes ausgesetzt werden. Diese Materialien kann man nicht gut in kochendes Wasser legen, weil sie trocken zur Verwendung kommen müssen. Chemische Desinfektionsmittel etwas Karbolsäure, Lyso, Sublimat, Alkohol. Sie sind lange nicht so wirksam, noch so sicher keimtötend wie die physikalischen Desinfektionsmethoden. Trotzdem sind sie viel im Gebrauch, weil sie für gewisse Zwecke allein anwendbar sind. Zum

Beispiel können Stuben, Eisenbahnwagen usw. nicht gut ausgekocht werden, sie müssen daher mit einem dieser Stoffe, Karbolsäure, Lyso, Sublimat in sehr verdünnter Lösung desinfiziert werden. Die menschliche Haut — also vor allem die Hände — wird jetzt vorwiegend mit Alkohol desinfiziert, während früher ausschließlich Sublimat, das immerhin auch heute noch dazu dient, verwendet wurde. Geht ein Chirurg an die Operation, so soll er vollkommen steril (keimfrei) sein. Seine Hände sind mit Alkohol desinfiziert; um seine Kleidung trägt er einen aseptischen Operationsmantel; alles was er anfakt und was ihm zugereicht wird, muß auf die eine oder die andere Weise desinfiziert sein und darf wieder nur mit sterilen Instrumenten oder Fingern berührt werden. Alle diejenigen Teile des Patienten, die nichts mit der Operation zu tun haben, werden durch sterile Tücher abgedeckt, damit sich der Operateur oder der Assistent nicht durch Berührung infiziert. So bleibt von dem Kranken meist nur ein kleiner Teil an irgend einer Körperstelle frei, das Operationsfeld, das ebenfalls vorher gründlich desinfiziert ist; alles Uebrige ist mit großen Tüchern bedeckt. Es gibt sogar Chirurgen, die ihr Haar mit einer sterilen Kappe, die zugleich den Niederfall von Haarschuppen verhindern soll, und ihren Bart mit einer sterilen Bartbinde bedecken. Man sucht eben auf alle Weise die Desinfektion, die Fernhaltung von Krankheitskeimen, möglichst vollkommen zu erreichen. W.

Ernährungsfragen.

Daß über ein so wichtiges Thema, wie die Ernährung, fast täglich neue Schriften erscheinen, wird niemand wundernehmen. Von Zeit zu Zeit glaubt jedoch jemand als neuer Apostel der menschlichen Ernährung neue Bahnen weisen und seine Mitmenschen beglücken zu können. Zu diesen Pfadfindern gehört auch der dänische Arzt Dr. Hingede, der in seinem Buche „Eine Reform unserer Ernährung“ (A. F. Köhler, Leipzig, 1908) jene Mission erfüllen will. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte, daß das Durchschnittsmaß für die Eiweißmenge, welches unsere bedeutendsten Physiologen und Hygieniker, wie Voit, Rubner und andere annehmen, viel zu hoch, ja oft schädlich ist. Natürlich ist es unbefritten und auch von den oben genannten Gelehrten zugegeben, daß man auch mit geringeren Eiweißmengen auskommen kann — unser Proletariat liefert ja leider den besten Beweis dafür; daß aber eine eiweißreiche Kost, etwa in der Höhe der Rubnerschen Durchschnittszahlen, nicht zu empfehlen oder gar schädlich ist, den Beweis bleibt Hingede schuldig. Die Beispiele, die er anführt, belegen nur, daß Menschen, sei es, daß ihre Ernährung früher sehr hohe Eiweißwerte zeigte, sei es, daß sie sonst unvernünftig lebten, bei seiner Methode kräftig blieben, ja leistungsfähiger wurden als früher. Daß aber eine Bevölkerung, die sich mit sehr niedrigen Eiweißwerten begnügen muß, in körperlicher Beziehung viel zu wünschen übrig läßt und wenig widerstandsfähig ist, das zeigen z. B. die Untersuchungen Rechenbergs bei den schlechtgenährten Handwebern der Amtshauptmannschaft Zittau. Die sanitären Ratschläge Hingedes über die Lebensweise im allgemeinen, Aufenthalt in der Luft, Muskelübung, Enthaltensamkeit von Genussgütern wie Alkohol, Tabak usw. sind durchaus richtig und beherzigenswert.

Neht anregend ist ein Büchlein von Dr. Reinhardt: „Wie ernähren wir uns am zweckmäßigsten und billigsten?“ (Naturwissenschaftliche Volksbücher, Franckscher Verlag, Stuttgart). Hier wird mit viel Verständnis und unter leicht faßlicher Ausführung der wichtigsten physiologischen und chemischen Grundlagen die Ernährung des Menschen auch unter Berücksichtigung von Erkrankungen behandelt. Manche Ratschläge des Verfassers können wir jedoch nicht folgen. So mag ja seine Schwärmerei für Pferdefleisch ganz gut sein, wenn man junge, kräftige Mastpferde schlachtet; solange das aber nicht der Fall ist, sondern nur Schindmähren so ihr Dasein beschließen, solange werden wir lieber andere, bessere Fleischsorten vorgezogen müssen! — Störend und reklamehaft wirkt die vielfache Empfehlung bestimmter Produkte unter genauer Bezeichnung der Firma, um so mehr, als in vielen Fällen keine zwingende Veranlassung dazu vorliegt; wenn z. B. zahlreiche andere Firmen sicherlich ebenso gute und preiswerte Fruchtsäfte produzieren wie die vom Verfasser erwähnte. Läßt der Verfasser in einer neuen Auflage diese Anpreisungen fort, so wird das flott geschriebene gute Büchlein sicherlich noch gewinnen.

Praktische Anweisungen für die Küche unter Berücksichtigung der Frage: „Wie kann man Fleisch sparen?“ gibt Wanda Moser-Friedrich. (Leipzig, Grethleins Verlag.) Unsere Hausfrauen werden dort manch nützliche und „schmackhafte“ Winke finden.

Die Säuglingsernährung und Säuglingspflege behandelt Dr. Zester in einer Broschüre „Die Ursachen und die Verhütung der hohen Säuglingssterblichkeit und die Ernährung und Pflege des Säuglings“. (Würzburg, Curt Kabitsch, 1909.) Leider ist der Preis dieser guten und anregend gehaltenen Schrift (1,50 M.) für den Arbeiter viel zu hoch, Ueberdies bietet ihm die „Arbeiter-Gesundheitsbibliothek“ (Vorwärts-Verlag) in der Broschüre von Dr. Silberstein „Das erste Lebensjahr“ einen guten Ersatz zu billigem Preise (20 Pf.).

Endlich sei noch eine kurze Zusammenstellung von Dr. Abraham „Verhaltensmaßregeln für Schwangere

Schaft, Entbindung und Wochenbett. (Verlag Leonh. Simion, Berlin) angelegentlich empfohlen die alles Wichtige über die hier in Betracht kommende Ernährung, die notwendigen Gerätschaften und sonstigen Maßnahmen, nebst Gewichstürben und Tabellen enthält. (Preis 0,50 M.) C.

Die Starken der Halle.

Im Pariser Stadtzentrum, namentlich im Hallenviertel, kann man oft Männer in einer eigentümlichen Tracht sehen. Sie tragen weite Hosen, einen bis zu den Knien reichenden blauen Leinen-Hittel und einen weißen Filzhut mit einem ungeheuren, mindestens zwanzig Zentimeter breiten Rand. Es sind dies die „Starken der Halle“, die alte Zunft der Ablader der Markthalle, die ihre Organisation und ihre Privilegien durch alle Revolutionsstürme hindurch erhalten hat. Sie geht bis auf Ludwig den Heiligen zurück. Zuerst bestand sie aus den Abladern der Fischerboote, später wurde die Organisation auf die Ablader der anderen Lebensmittel ausgedehnt, und jetzt zerfällt sie in fünf Sektionen: das Fährlein des Geflügel- und Wildpretmarktes, das des Fischmarktes, des Butter-, des Fleisch- und des Fruchtmarktes. Die Zahl der „Starken“ ist auf 618 festgesetzt. Die entstehenden Läden werden von Zeit zu Zeit durch Neuaufnahmen ausgefüllt, die auf Grund einer Prüfung vor sich gehen.

Die Vorrechte der „Starken“ sind bedeutend. Sie allein haben Zutritt zu den Stapelplätzen des En-gros-Handels, und ihre Aufgabe ist es, die Waren von dort den gewöhnlichen Trägern zu übermitteln. Ihr Amt setzt eine große Ehrlichkeit voraus, und demgemäß sind die Starken eine Elitemannschaft, die neben den Gelegenheitsarbeitern, die in den Hallen ihren Erwerb suchen und die mit deklassierten Elementen stark untermischt sind, eine Sonderstellung einnimmt. Sie sind in Gruppen von 16 bis 20 Mann eingeteilt und unterstehen einem Syndikus bzw. dessen Stellvertretern. (Diese Ämter werden durch Wahl übertragen und sind unbefristet.) Der Lohn ist für alle „Starken“ einer Sektion gleich. Jeden Vormittag um halb zwölf, nach vollendeter Arbeit, wird der von einer Sektion erzielte Gewinn zusammengetan und nach Abzug der Kosten- und Verlustposten nach Mann und Kopf aufgeteilt. Ein Kranker wird zugunsten der Hilfsklasse abgezogen, die auch eine Altersrente gewährt. Eine Verschiedenheit besteht aber zwischen den Löhnen der verschiedenen Sektionen, und das Vorurteil des Starken besteht im Uebergang von einer Sektion zu einer gewinnreicheren. Der Unterschied ist sogar sehr bedeutend. In der Sektion für Wild und Geflügel beträgt die Jahreseinnahme 2600 Frank, beim Fleisch und bei den Früchten bis zu 6000 Frank. Merkwürdig ist es, daß, während sich ehemals die Starken fast durchwegs aus Gebirgsbewohnern, Savoyarden und Abergnaten rekrutierten, jetzt auch Pariser Familien „Starke“ hervorbringen. In einer von ihnen erbt sich der Beruf sogar schon in der vierten Generation fort. Der Typus dieser Pariser „Starken“ unterscheidet sich auffallend von dem der Gebirgler. Es ist der eines kaum mittelgroßen Mannes von starker Muskel- und Willenskraft, dessen Leistungen vor allem aus der Energie und der Hartnäckigkeit zu stammen scheinen.

In der letzten Woche wurden die Prüfungen von 530 Kandidaten vorgenommen, die sich um 60 vakante Posten bewarben. Zugelassen werden nur Personen, die ein gutes Reumundzeugnis beizubringen vermögen. Die Prüfung zerfällt in zwei Teile. Der erste hat die physische Kraft zum Gegenstande. Die Bedingungen dieser Probe sind seit Jahrhunderten dieselben: Jeder Bewerber hat vor dem Gericht und den versammelten „Starken“ in der Halle des „Tals“ eine Steinladung von 400 Pfund 45 Meter weit zu tragen! Diesmal haben 270 von den Bewerbern diesen Teil der Prüfung glücklich überstanden und wurden zum zweiten Teil zugelassen, der sich auf der Polizeipräfektur abspielt. Es handelt sich um den Nachweis einer guten Volksschulbildung. Aufgegeben wurde ein Diktat von 16 Druckzeilen und eine Multiplikation mit dreistelligen Zahlen. — Man sieht, die alte Zunft der „Starken“ geht mit der Zeit vorwärts: sie begreift, daß die Stärke des heutigen Menschen nicht allein auf der Muskulatur beruhen kann.

Kleines feuilleton.

Musik.

Das Tonkünstler-Orchester in München hatte seit mehr als zwei Jahren einen wirtschaftlichen Kampf durchzuführen, der an allen dafür interessierten Stellen lebhaftes Aufsehen erregt und im ganzen einen siegreichen Fortschritt des Gefühls für künstlerische Berufsgemeinschaft ergeben hat. Ungeschicklichkeiten allerdings müssen zugegeben werden und stören ein wenig auch die eben erscheinende Rechtfertigungsschrift von M a g k r a y s c h: „Der Kampf des Münchener Tonkünstler-Orchesters und seine Bedeutung für die deutschen Musiker“ (München bei G. Birl u. Co.). Kapitelüberschriften wie „Das Treiben der musikalischen Spezies“ schädigen das Ansehen einer solchen sonst nur mit Dank und Freude

zu begrüßenden Schrift. Auch das Vorgehen der Begner, die aus verschiedenen Richtungen zusammenkommen, würde wahrscheinlich einem ü b e r den Parteien stehenden Blick zum Teil in milderem Licht erscheinen. Aber nun kommt der springende Punkt: fast alle Beteiligten standen erst am Anfang einer Ägung davon, daß auch hier berufsgenossenschaftliche Rechte gelten. Hätten nicht der Allgemeine Deutsche Musiker-Verband und ähnliche Organisationen in Oesterreich usw. sofort scharf eingegriffen, so wären die Leiden der Münchener Kollegen und die Verteilungen zum Unrecht tun bei Begnern, die erst recht ihren Forderungen nicht gewachsen scheinen, noch ärger gewesen. Die oft angerufene „Würde des Künstlers“ verbietet nicht nur nicht, sondern gebietet vielmehr, daß er sich seiner Haut wehre, daß er für einen festen Boden Sorge, auf dem er seinen „Idealismus“ entfalten kann, auch daß seine Besteller ihm genügend Gelegenheit zum Studieren, Proben usw. verschaffen. Das größte Talent bedarf der Entwicklung, das größte Können der gut vorbereiteten Betätigung. Einst hieß es (S. 45): „Wenn die Künstler nicht hungrig sind, machen sie keine gute Musik.“ Jetzt sehen wir mehr und mehr ein, daß eine sachlich gute Arbeit nur bei persönlich gutem Befinden zu erwarten ist. Sagt doch ein richtiger Lehrer zum Schüler: „Leben Sie nicht, wenn Sie nicht bei vollen Kräften sind!“ So muß auch, wer vom Künstler den reinsten und bestmöglichen Dienst für die Sache verlangt, ihn vor Mängeln schützen, die zu Mängeln seiner Leistungen auch dann werden müssen, wenn für Augenblicke der Idealismus noch über persönliche Not hinaushilft. Sieht denn nicht der einfachste Verstand ein, daß die „ideale“ Künstlerlat, die über den großen Lohn hinausstrahlt, auch ein Geldgeschenk an ihre Empfänger ist?!

Alle Gattungen von Künstlern kennen die verwundernden Gesichter derer, die da glaubten, der Künstler arbeite um der Kunst willen, und die nun erstaunt hören, daß gerade dies nur dann möglich ist, wenn der Empfänger die würdigen Gegenleistungen gibt. Und bei jeder künstlerischen Unvollkommenheit müssen nicht nur wir Kritiker, sondern auch die übrigen Beteiligten fragen, wie weit sie verschuldet ist von anderen, die dem Künstler falsche Aufgaben gestellt oder ihn (S. 17.) atemlos von Ort zu Ort gejagt oder ihm Leistungen ohne genügende Proben, etwa gar ohne eine Probe abverlangt haben, und die nicht einsehen, daß alles eigentlich künstlerische Können ein ruhiges Wachstum wie das eines Lebewesens verlangt, daß es w e r d e n muß und nicht künstlich gemacht werden kann.

Die Münchener Tonkünstler haben schließlich gestiegt, in einer Weise, die aus der vorliegenden Broschüre nicht deutlich zu erkennen ist. Aber wir freuen uns, daß sie (S. 62 f.) dem kommenden Sommer mit guten Aussichten entgegengehen und auch bei den dortigen Festspielen des Deutschen Theaters aus Berlin mitwirken sollen. Am meisten aber freuen wir uns, daß durch die gesamten Münchener Vorgänge die bereits bei anderen Künstlergruppen lebendigen Kämpfe ergänzt und vielleicht auch wieder gestärkt werden.

82.

Aus München wird uns geschrieben:

Am 27. April tritt das Tonkünstler-Orchester (Dohlt-Orchester) unter Führung seines jungen strebamen Dirigenten Josef C a s s a l l e (eines Südranzosen von Geburt) eine Konzertreise nach Paris an, um dort im Saal Lamoureux moderne deutsche Komponisten wie Mahler, Brudner, Reger in zwei großen Orchesterkonzerten zu Ehren zu bringen. Diese Tatsache genügt wohl als Beweis dafür, wie wenig das Prinzip der Selbstverwaltung und der „Ordnung in Freiheit“ ohne den Druck des kapitalistischen Unternehmertums einem vielgliedrigeren künstlerischen Organismus schadet. In der Tat hat das einst jahrelang vom musikalischen Unternehmertum (Hofrat Kaim in München) ausgebeutete, von der Willkür egoistischer Dirigenten mißbrauchte und dadurch endlich zur Selbstbestimmung und „Auflehnung“ gebrachte Orchester durch treues Zusammenhalten nach der Katastrophe (es wurde solidarisch von Kaim auf die Straße geworfen und ein halbes Jahr lang mit dem kritischen Dohlt der Münchener Unternehmer- und Geschäftspresse „bestraft“), durch energische künstlerische Selbstzucht einen Grad des Könnens erreicht, der es direkt neben das Münchener Hoforchester stellt und es weit über das aus Streibrechern gebildete, vom Wiener Kapellmeister Ferdinand Löwe dirigierte Konzertvereinsorchester erhebt. Freilich, ohne die tatkräftige opferwillige Hilfe des Berliner „Deutschen Musikverbandes“, der regelmäßig außer Jahressubventionen zur Unterstützung der immer noch vom Hasse des musikalischen, auch des komponierenden (!) Unternehmertums verfolgten Tonkünstler große Summen nach München schickt, hätte das Orchester die schwere Zeit der Not kaum überstanden. Gestärkt wurde es in seinem Ausharren auch durch das moralisch erhebende Bewußtsein, daß fast der gesamte deutsche Orchestermusikerstand solidarisch mit ihm fühlte, zum großen Aerger unserer musikalischen Scharfmacher, an deren Spitze leider der talentvolle Siegmund von Hausegger, ein durchaus lebensunkluger Idealist, und der schon mehr praktische Max Schillings, zurzeit Generalmusikdirektor in Stuttgart, in einigen Jahren vielleicht im gleichen Amt in München, getreten sind. Durch das Entgegenkommen der Stadtgemeinde München ist das Tonkünstlerorchester durch ausreichende Beschäftigung im Ausstellungspark „München 1909“ über den Sommer weg finanziell geborgen.